

*SIEBTE REISE:
DONALD UND DIE DINÉ*

(Text: Bodo von Unruh, Fotos: Jacques Lacoste)

Jeder Mensch kennt diese Gesten. Da ist der mussolinihaft vorgeschobene Unterkiefer, die wie zum Kuss geschürzten Schmolmundlippen; das nach vorn gedrückte Becken bringt den Schmerbauch prominent zur Geltung. Dazu die berühmten Handsignale (die Finger sind auffällig kurz). Schweifende Bewegungen der Rechten, an der Daumen und Zeigefinger sich zum Kreis schließen; mitunter wird ein Arm dramatisch ins Auditorium gereckt. Weitere Kennzeichen: winzige Augen, die häufig zusammengekniffen werden, als würde das Sonnenlicht sie blenden. Bleiche Tränensäcke verraten, wo beim Solariumsbesuch die Schutzbrille aufgesessen hat. Blondiertes Haar wurde straff nach hinten geföhnt und mit Haarspray so festgeklebt, dass es die Glatze überdeckt. Seine Gesichtsfarbe: von ungesunder Bräune, beinahe orange. Die Hängewangen verleihen dem Gesicht einen Zug ins Schweinehafte, darunter schlabbert ein Faltenkinn. Geweißte Zähne im zu kleinen Mund. Der dunkle Maßanzug war bestimmt teuer, aber an diesem Mann wirkt er billig; die rote Krawatte hängt so lang herunter, dass sie das Genital überdeckt. Alles da, alles vorhanden, wie in hunderten von historischen Aufnahmen. Er spricht auch noch wie zu seinen Lebzeiten – in jenem Jargon, den ein Schriftsteller treffend als »Trottelsprache« beschrieben hat. Verstümmeltes Vokabular. Superlative blähen sich, das Selbstlob stinkt ohne Hemmung vor sich hin.

Bauernschlaues Grinsen. Wenn er lügt oder droht, dehnt er die Vokale bis ins Groteske. »*Don't huuuuurt him!*«, sagt er. Tut ihm nicht weh! Dabei spricht er über einen politischen Feind, und alle wissen, dass er just das Gegenteil meint: Tut ihm weh, macht ihn fertig, schlägt ihn zusammen! Es wirkt immer noch wie ein Schock, wie ein Hieb in die Magengrube (auch wenn man weiß, dass es sich um eine dreidimensionale Projektion handelt). Sein Publikum, das völlig echt ist, jubelt; es springt auf die Füße und applaudiert; es lacht über jeden müden Witz. Nun kommen die Sprechchöre: »*Lock her up! Lock her up!*«, kreischt die entfesselte Menge. Sperrt sie ein! Macht nichts, dass die Politikerin, um die es geht, längst tot und begraben ist. Und jetzt der Evergreen, auf den ich schon die ganze Zeit gewartet hatte: »*Build that wall! Build that wall!*« Baut die Mauer! Jene Mauer an der Grenze zu Mexiko, die nie einen erkennbaren Nutzen hatte – außer ihrer Symbolkraft: Die Mauer sollte zwei Kakteen und einem Schakal auf der anderen Seite bedeuten: *Fuck you!* Der Mann auf der Bühne hat unterdessen schon wieder einen Scherz gemacht. Sein Publikum grölt vor Lachen. Nun der nächste Sprechchor: »*Send her back! Send her back!*« Die Lautstärke wird immer brutaler: »Schickt sie zurück!« Es geht um die dienstälteste Senatorin in Washington. Sie wurde in der Bronx geboren, beide Eltern stammten aus Puerto Rico, dem zweiundfünfzigsten amerikanischen Bundesstaat. Der Slogan hat keine Bedeutung. Oder vielmehr – seine Bedeutung ist längst versunken und vergessen: Jene Senatorin konnte einst als »unamerikanisch« gelten, weil sie einen hispanischen, also schwer auszusprechenden Doppelnamen hat. Schickt sie zurück! Nur: Wohin denn?

Ich schaue in die Gesichter um mich herum. Wie viele

Anhänger des fetten Mannes mögen sich hier versammelt haben – ein paar hundert, vielleicht sogar tausend? Jedenfalls füllen sie das kleine überdachte Stadion bis auf den letzten Rang. Draußen knallt die heiße Sonne Arizonas ungehindert auf den Sand, hier drinnen schwirren Ventilatoren und brummen Klimaanlage. Die Anhänger des einstigen Präsidenten schwenken das Sternenbanner, springen verzückt auf und ab. Und ich sehe kein einziges weißes Gesicht. Ich sehe Bronzehaut, schrägeschnittene schmale Augen, dunkle Haare. Manche der älteren männlichen Fans haben die verschlissenen roten Baseballkappen von damals auf dem Kopf; die jüngeren tragen Federschmuck. Viele haben sich traditionelle Kriegsbemalung auf Wangen und Stirn geschmiert. *Make America great again!*

Die alten Römer kannten die Strafe der *damnatio memoriae*. Kein Mensch weiß, wie oft sie tatsächlich angewandt wurde, jedenfalls war sie für die Römer schlimmer als die Todesstrafe – denn in ihrer Kultur gab es nichts Wichtigeres, als zu einem »Haus« zu gehören, einem Geschlecht, das einen durch Alter ehrwürdigen Namen trug. Wer der *damnatio memoriae* verfiel, dessen Statuen wurden zerstört, dessen Villen wurden geschleift, dessen Name wurde aus allen verfügbaren Listen gestrichen: Die Nachwelt sollte keine Ahnung haben, dass dieser Mensch je gelebt hatte. Die Juden kennen die furchtbare Verwünschung: ימח שמו (*Jimach schmo!* – »Ausgelöscht möge sein Name werden!«), den der Dichter Heinrich Heine in die Verse gegossen hat: »Nicht gedacht soll seiner werden, / Nicht im Leben, nicht im Buche, / Dunkler Hund im dunklen Grabe, / Du verfaulst mit einem Fluche!« Die antike *damnatio memoriae* war ein Akt der Obrigkeit. Sie wurde vom Senat oder Imperator verhängt. Im Fall des

fünfundvierzigsten Präsidenten der Vereinigten Staaten bedurfte es keiner solchen Anweisung. Der Auslöschungsbefehl kam nicht von oben, sondern er wurde sehr demokratisch vom gesamten amerikanischen Volk verfügt und vollstreckt. Also war er absolut – und unbarmherzig. Schon sein Begräbnis war eine trübselige Angelegenheit. Der Zug mit dem Sarg des ermordeten Abraham Lincoln fuhr drei Wochen lang von Washington, D.C., nach Springfield, Illinois, und Hunderttausende gaben ihm unterwegs das letzte Geleit. Beim Tod von John F. Kennedy weinte die ganze Nation. Als *jener* starb, versammelte sich nur eine Handvoll von Ewiggestrigen auf dem verregneten Friedhof. Am Tag danach begann die Arbeit des aktiven Vergessens. Jeder Buchstabe seines verhassten Namens – das *, das □, das ◆, das ○ wie auch das ◻ – wurde noch vom letzten Hotel heruntergemeißelt, das einst ihm gehört hatte. Das Familienunternehmen war schon vorher einem umfassenden und schimpflichen Bankrott verfallen. Sein jüngster Sohn und seine Enkel änderten ihre Nachnamen. (Der Rest der Familie war bekanntlich entweder im Gefängnis gestorben oder schmerzhaften Krebsleiden erlegen.) Es gab noch ein paar Sammler, die im Internet Papierservietten oder Kugelschreiber anboten, denen sein Namenszug aufgeprägt war, der ja einmal eine eingetragene Marke gewesen ist, aber sie blieben auf ihrer verdorbenen Ware sitzen.

Von heute aus ist schwer zu sagen, wann der politische Kult um jenen Mann zusammenbrach. Und es war ein Kult! Kaum zu glauben, aber es gab eine Zeit, da verehrte mehr als ein Drittel der Amerikaner ihn wie einen Messias (darunter viele Leute, die sich für Christen hielten). War seine Reputation in jenem Moment endgültig kaputtgegangen, als herauskam, dass zu seinen vielen Op-

fern auch seine Tochter gehört hatte? Aber das war keine Überraschung – das Geheimnis lag längst vor aller Augen offen zutage. Er war im Fernsehen aufgetreten, hatte seine blonde Tochter begrapscht, die Größe ihres Busses gerühmt und erklärt, er teile mit ihr hauptsächlich das Interesse an Sex. Vielleicht war der *breaking point* erreicht, als seine Steuerunterlagen auftauchten – als klar wurde, dass ihm die Russen die Schulden bezahlt hatten, nachdem sein feiner Ku-Klux-Klan-Papi nicht mehr für ihn einspringen konnte, und er seit 1986 ein Einflussagent des KGB gewesen war. Aber auch das konnte im Ernst niemanden verblüffen; spätestens seit jener Pressekonzferenz nicht, in der er verkündete, er werde Alaska nächste Woche an Russland zurückgeben. (Im Austausch gegen Grönland. Das sei der beste Grundstücksdeal aller Zeiten.) Kein Adjektiv charakterisierte diesen Mann besser als das Wort »dreist«. Er verübte seine Verbrechen in aller Öffentlichkeit. Und seine ihm hündisch ergebenen Anhänger liebten ihn nicht etwa trotzdem – sondern gerade deshalb. Vielleicht kam der finale Moment der Entzauberung also erst nach dem Autopsiebericht, in dem schwarz auf weiß stand, dass er an Syphilis im Endstadium gelitten hatte. Aber auch das hätte sich eigentlich jeder denken können. Er hatte damit geprotzt, dass er einst – im New York der Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts – mit vielen Models verkehrt hatte. Just damals hatte jene Geschlechtskrankheit dort grassiert.

Mit der Syphilis ist es folgendermaßen bestellt: Im Frühstadium ist sie leicht heilbar (eine heftige Dosis Antibiotika bereitet den Mörderbazillen schnell den Garaus), aber wenn sie nicht kuriert wird, legt die Krankheit sich im Körper des Patienten schlafen. Im Alter greift sie dann das Rückenmark und die kleinen grauen Zellen an.

Jeder Laie konnte die Symptome erkennen. Seine chronisch verkniffenen Äuglein deuteten auf Lichtempfindlichkeit hin; dann waren da seine Gleichgewichtsstörungen, das sinnlose Gestammel, die Verschleifungen von Silben, sein Größenwahn, der eines Kaisers Caligula würdig gewesen wäre: Jeder Tweet, den er absetzte, war ein weiterer Hinweis, dass sein Schädel ein wurmstichiges Gehirn beherbergte. Aber vielleicht war sein Glanz auch schon zu Lebzeiten geschwunden, als er mit seiner dreisten Tour nicht mehr durchkam. Als er endlich verlor, auf demütigende und offenkundige Art verlor. Von diesem Moment an war er ein *loser* – und er hatte seine Anhänger gründlich gelehrt, Verlierer zu verachten. Nachdem sein Lügenhochhaus zusammengekracht war und ihn mit seinem kriminellen Clan unter sich begraben hatte, wollte niemand mehr etwas mit ihm zu tun haben.

Dann begann das große Leugnen, ein Phänomen, das nach dem Ende jeder Diktatur beobachtet werden kann.

Von Florida bis Maine, von Kalifornien bis Massachusetts gibt es heute bekanntlich keine einzige amerikanische Familie, die je den *Präsidenten No. 45* unterstützt hätte. Man wundert sich, wie er überhaupt ins Amt gelangen konnte. Was denn, ich soll diesem Mann zugejubelt haben? Niemals. Der Mensch dort mit der roten Kappe – der tobsüchtige Typ in der Menge auf dem YouTube-Video –, das bin nicht ich. Das kann gar nicht ich gewesen sein. Oder: Unser Papa hat nie zu seinen Unterstützern gehört. Im Gegenteil, Papa hat damals Einwanderer versteckt und sie mit Tortillas und Corona-Bier versorgt, als die Häscher vom *Immigration and Customs Enforcement* hinter ihnen her waren. Oder: Wir haben in unserer *Megachurch* – unserer evangelikalen Großkirche – jeden Sonntag gegen den Wahnsinn und die Grau-

samkeit angebetet! Schließlich sind wir Konservative und stehen für traditionelle Werte ein – Familiensinn, Wahrheitsliebe, Mitleid. Oder: Nein, unsere Großmutter hat nie ein Schild um den Hals getragen, auf dem mit großer Schrift geschrieben stand: »Er darf mir gern an die ... greifen.« Das war eine andere alte Vettel, bestimmt nicht sie. Oder: Senator *Nomenscio Sednondico* hat zwar immer den schleimigen Höfling gespielt, aber heimlich – nicht wahr? –, also ganz innen drin ist er immer ein Mitglied des Widerstandes gewesen. Es war wie bei dem Erwachen aus einem schweren Rausch: Der Säufer kann beim besten Willen nicht glauben, dass es sich bei dem Kerl, der gestern den Dekan angepöbelt, das Kneipenmobiliar zertrümmert und schließlich seinen Mageninhalt großflächig über dem Hausflur verteilt hat, um ihn selber handelt. Filmriss! Blackout! Die peinlichen Ereignisse wurden wie mit einem nassen Schwamm aus dem Gedächtnis gelöscht.

Nur ein kleines Indianerdorf leistete dem allgemeinen Vergessen Widerstand. Nur für einen amerikanischen Eingeborenenstamm war und blieb jener Präsident ein strahlend lächelnder Held. (Soll heißen: für den Bruchteil eines Stammes – denn bei den meisten Angehörigen der bewussten *First Nation* handelt es sich um höchst vernünftige Leute.) Die Einwohner der Kleinstadt veranstalteten jeden Mittwoch und Freitag eine jener Kundgebungen, wie sie der Blonde einst geliebt hatte – Massenversammlungen, die an nationalsozialistische Reichsparteitage erinnerten. Sie warfen den 3-D-Projektor an und tobten und schrien; und obwohl das Ganze etwas von einem gespenstischen Ritual hatte, war ihre Begeisterung nicht geheuchelt, sondern echt. Ich aber wollte wissen: Wieso?

Bildlegende: Der fünfundvierzigste Präsident der Vereinigten Staaten und seine postumen Unterstützer.

Wer diese Geschichte verstehen will, muss tief in den Brunnen der Vergangenheit hinabsteigen – bis ans Ende des schwarzen zwanzigsten Jahrhunderts, um genau zu sein. Bekanntlich war 1989 das *annus mirabilis* der Menschheit: Es war, als sei es Benjamins Geschichtsenkel für einen wunderbaren Augenblick gelungen, seine Flügel zu schließen, sodass er im rückwärtsgewandten Vorwärtsschreiten innehalten, die Verwundeten heilen, die Trümmer der historischen Katastrophen zusammenklauben konnte. 1989 war das Jahr, in dem die Berliner Mauer fiel, ohne dass auch nur ein einziger Schuss gefallen wäre. 1989 blickten die meisten kommunistischen Regime, als ihre Knechte sie in großen friedlichen Demonstrationen zur Rede stellten, betreten auf ihre Schuhspitzen und trippelten beiseite. 1989 wurde in Chile der blutige Putschgeneral mit der Sonnenbrille von einem frei gewählten Präsidenten abgelöst; gleich daneben stürzte in Paraguay das alte Ekel Alfredo Stroessner; und in Südafrika traf sich der Oberrassist Pieter Willem Botha – auch »das große Krokodil« genannt – mit seinem berühmtesten politischen Gefangenen, einem gewissen Nelson Mandela. So endete die Apartheid wider alle historische Wahrscheinlichkeit weder in einer Racheorgie noch in einer neuen Diktatur. Und dann war 1989 auch noch das Jahr, in dem Peter MacDonald seinen Posten verlor.

MacDonald war der Vorsitzende der Diné, die damals noch allgemein Navajo genannt wurden. Auch seine Feinde mussten zugeben, dass es sich bei ihm um einen Mann von Format handelte: Auf einer Schaffarm

aufgewachsen, hatte er sich mit fünfzehn zur amerikanischen Marineinfanterie gemeldet. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er Elektroingenieur und gehörte zu den Leuten, die das Steuerungssystem für die atomgetriebenen Polaris-Unterseeboote entwarfen. Nun saß er in Window Rock, der Hauptstadt der Diné, und regierte ein Stammesgebiet von der Größe West Virginias mit hundertfünfundzwanzigtausend Einwohnern; er hatte einen Jahresetat von zehn Millionen Dollar zu verwalten. Peter MacDonald war für seine autoritären Allüren wie auch seine Neigung zu italienischen Designeranzügen bekannt. Doch an einem kalten Februarmorgen des *annus mirabilis* war es mit der Herrlichkeit zu Ende. Seit Jahren flüsterten die Leute, dass er bestechlich sei. 1988 hatte ein junger Reporter namens Mark Trahan – ein Schochone – in der *Arizona Republic* aufgedeckt, dass MacDonald Schmiergelder von Unternehmern angenommen hatte. Hier ein Scheck für Weihnachtseinkäufe, dort eine Geburtstagsfeier für die Gattin; ein Urlaub in Las Vegas, ein Urlaub auf Hawaii, ein Flug mit dem Privatjet zum *Orange Bowl*. Seine Unterstützer im Stammesrat hatte er mit lukrativen Beraterverträgen versorgt. Mit all diesen korrupten Deals hatte er das Volk der Navajo an den Rand des Ruins getrieben. Und dann half Peter MacDonald im Herbst 1988 einem Freund, der Chef einer Ölfirma war, eine Ranch zu günstigen Konditionen zu erwerben. Sein Lohn: achthundertfünfzigtausend Dollar und ein BMW. MacDonald stritt die Geschenke nicht ab, behauptete aber, es handle sich hier um eine alte Indianertradition, und er habe die Bestechungsgelder nur aus Höflichkeit angenommen.

Das war eine Unverschämtheit zu viel. Vierzigtausend Diné unterschrieben eine Petition, die zu seinem

Sturz aufrief. Peter MacDonald schrie, es handle sich um eine Intrige des amerikanischen Senats ... des FBI ... des *Büros für Indianerangelegenheiten* in Washington. Doch nun, an jenem kalten Februarmorgen des Jahres 1989, sah er sich zum ersten Mal mit Protest konfrontiert. Demonstranten versammelten sich vor dem Haus des Stammesrates und forderten seinen Rücktritt. In einer Abstimmung wurde beschlossen, Peter MacDonald ins Privatleben zu entlassen. Aber das war noch nicht das Ende der Geschichte – die Revolution hatte noch nicht gesiegt. Peter MacDonalds Anhänger stürmten die Amtsgebäude der Diné-Nation. Der alte Chef erließ eine Verfügung, mit der er seine eigenen Richter berief; und diese Richter ernannten ihn auf der Stelle wieder zum Stammesvorsitzenden. Bald hatten die Diné zwei Gerichte, zwei Polizeichefs, zwei Regierungen und zwei Vorsitzende: den selbstherrlichen Peter MacDonald und einen Kontrahenten, der vom Stammesrat ernannt worden war. MacDonald behauptete, er und er allein sei die Verkörperung des Volkswillens. Der alte Trick aller Diktatoren! Aber der Oberste Gerichtshof der Diné-Nation stellte sich gegen ihn. 1990 wurde Peter MacDonald der Korruption, Verschwörung und schwerer Verstöße gegen die Ethik der Diné beschuldigt. Später verurteilte ein amerikanisches Bundesgericht ihn zu sieben Jahren Gefängnis. – Die Diné schafften danach das Amt des Vorsitzenden ab. Sie führten die Gewaltenteilung ein. Heute wird die Diné-Nation wie eine moderne Republik regiert. Doch eine winzige Minderheit von hartnäckigen Anhängern des kriminellen alten Vorsitzenden war mit alldem gar nicht einverstanden. Unter Protest zog sie aus dem Reservat der Diné aus und gründete in Arizona ihre eigene Nation. Landläufig werden die Angehörigen jener

Minderheit als »Austritts-Diné« bezeichnet. Naturgemäß wurde ihr neuer Stamm nie von der amerikanischen Bundesregierung anerkannt, aber das hinderte ihn nicht daran, sich häuslich niederzulassen und eine Stadt zu gründen. Sie heißt *ʼAtsá-gi*, was ungefähr »Adler-Siedlung« bedeutet.

Nachdem Peter MacDonald das Zeitliche gesegnet hatte, waren die »Austritts-Diné« für eine Weile führerlos – dann wandten sie sich mit warmem Enthusiasmus dem fünfundvierzigsten Präsidenten der Vereinigten Staaten zu. Sie ernannten ihn zum Stammesmitglied ehrenhalber, und nachdem auch er gestorben war, erhoben sie ihn in den Rang eines *ewigen Vorsitzenden*. Meines Wissens sind die »Austritts-Diné« die einzigen Leute außerhalb von Nordkorea, die in einer Nekrokratie leben: Sie werden von einer Leiche regiert.

ʼAtsá-gi ist eine verstaubte Kleinstadt ohne Sehenswürdigkeiten. Laut Statistik hat sie knapp fünftausend Einwohner; das kann glauben, wer mag, mir scheint, dass es im besten Fall halb so viele sind. Ein paar Wellblechhütten, eine Tankstelle, eine alte Bar; ein Laden für Flinten, Munition, Zigaretten, Tiefkühlpizza und Souvenirs. Das einzige Gebäude, das tadellos in Schuss gehalten wird, ist jene überdachte Arena, in der ich der Jubelkundgebung beiwohnen durfte. Gleich daneben steht ein auffällig hässliches Betonhaus, über dem ein erloschenes Neonzeichen verkündet, dass es sich hier um das *Government* handelt, die Regierung des Kleinstaates. Ich war dort mit Henry K. Bowder verabredet, dem Pressesprecher des Stammesrates der »Austritts-Diné«. Bowder war, wie ich auf Wikipedia las, kein uninteressanter Mensch: Er hatte in Berkeley politische Wissenschaften studiert und sich dort als Neomarxist von wütender Radikalität hervor-

getan. Seine Diplomarbeit handelte von dem Kommunisten Antonio Gramsci. Dann war er – wie so viele Leute, deren Lebenssonne glühend rot im Osten aufgeht, am Mittag noch milde-liberales Licht verströmt und abends in einem braunen Schleier versinkt – vom Linksradikalismus zum Rechtsextremismus konvertiert. Er schwärmte immer noch für Gramsci, verehrte nun aber auch noch den faschistischen Ideologen Julius Evola. Er fing an, für die rechtsradikale Webseite *Breitbart News* zu arbeiten. Gleichzeitig erinnerte sich Bowder, dass er eigentlich zur Nation der Diné gehörte, und wandte sich wieder seinen ethnischen Wurzeln zu. Vielleicht nicht ganz erstaunlich, wenn man bedenkt, dass *Native Americans* heute vielleicht die Einzigen sind, die völlig unbefangen von Blut, Rasse, völkischer Herkunft sprechen: Auf ihren Ausweis-papieren ist häufig angegeben, zu wie viel Prozent sie von ihrer jeweiligen Indianernation abstammen.

Ich hatte mir Henry K. Bowder anders vorgestellt. Ein Absolvent von Berkeley, so dachte ich, würde mir mit Schlips und Jackett entgegentreten, aber Bowder trug Jeans und ein T-Shirt mit dem Konterfei des Blondens, das sich über seiner beachtlichen Wampe spannte. Er war unrasiert und einen guten Kopf kleiner als ich; sein langes graues Haar hatte er hinten zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. In seinem winzigen Büro stapelten sich Zeitschriften, auf der Fensterbank erspähte ich eine Batterie von leeren Whiskyflaschen. Ich beschloss, keine Zeit mit Höflichkeiten zu verschwenden, und fiel gleich mit der Tür ins Haus: »Ich verstehe, warum viele *Native Americans* eine Schwäche für Richard Nixon haben«, sagte ich. »Nixon war Nixon, ein korrupter Hund, aber er hat die Indianernationen immerhin als souveräne Staaten anerkannt, und das vergesst ihr ihm natürlich nicht.

Aber Nummer fünfundvierzig? Was hat der denn je für euch getan? Warum feiert ihr diesen Menschen?»

»Weil er der beste Präsident war, den Amerika je hatte«, sagte Bowder und lehnte sich in seinem Schreibtischstuhl zurück. »Er hat viel mehr für uns getan als Richard Nixon. Er hat die Einwanderung gestoppt.«

»Nein, hat er nicht«, erwiderte ich. »Er hat rassistische Reden gehalten, das wohl. Aber es ist ihm nicht gelungen, der Einwanderung einen Riegel vorzuschieben – wie denn auch? Amerika ist nun einmal eine Nation von Einwanderern.«

»Leider«, sagte Henry K. Bowder.

»Wie meinen Sie das?«

»Zunächst einmal hat Europa seinen Menschenmüll über uns ausgeleert. Und Schiffe voller schwarzer Sklaven. Das war schlimm genug. Aber dann hat sich auch noch der Abfall aller anderen Kontinente über uns ausgegossen: Immigranten aus China, Immigranten aus Indien, Immigranten aus Afrika, Immigranten aus Lateinamerika. Die Einwanderung aus Europa konnte *□◆○□« – Henry K. Bowder hatte keine Scheu, seinen Namen auszusprechen – »nicht mehr rückgängig machen. Aber für einen Moment gab es wenigstens die begründete Hoffnung, dass unser Land in Zukunft nicht von noch mehr zweibeinigen Ratten verseucht wird. *Build that wall!*«

Ich traute meinen Ohren kaum. Hatte Bowder tatsächlich »zweibeinige Ratten« gesagt? Was sollte ich dem entgegenhalten? Ich griff in meine Jackentasche, wo ich in meiner Briefftasche immer einen gefalteten Zettel mit mir herumtrage. »Darf ich Ihnen etwas vorlesen?«, fragte ich. Dann las ich das wunderbare Sonett, das in Riesenlettern auf dem Sockel der Freiheitsstatue steht. Die

kupferne Lady mit dem Hoffnungslicht erscheint in diesem Gedicht als Göttin, die Einwanderer aus aller Welt willkommen heißt; als Weltwunder, das viel bedeutender ist als der Koloss, der vor mehr als zweitausend Jahren am Hafen von Rhodos herumstand.

*Nicht wie zu Rhodos grimmig der Gigant
– die Beine breit, zum Herrschen bloß gewillt –
steh' hier zur See, am Tor gen West, das Bild
der starken Frau – die Fackel in der Hand*

*mit weithin strahlender Flamme, weltbekannt
als »Mutter aller Zuflucht«. Freundlich gilt
ihr Gruß der ganzen Menschheit; sie blickt mild
auf zweier Nachbarstädte Hoffungsstrand.*

*»Behalt vergangnen Pomp, du Alte Welt«,
so ruft sie stumm. »Gib deine Massen mir,
die müd sind, arm, gebeugt, auf sich gestellt,*

*die Ausgestoßnen voller Freiheitsgier.
Schick deine Unbehausten in mein Zelt:
Ich leuchte ihnen an der goldnen Tür!«*

Kann sein, dass meine Stimme beim Vorlesen ein bisschen gezittert hat, aber Henry K. Bowder blieb völlig ungerührt. »Wer hat dieses Gedicht geschrieben?«, wollte er wissen.

»Emma Lazarus«, antwortete ich. »Eine sefardische Jüdin aus New York, die den deutschen Dichter Heine verehrt hat.«

»Und diese Frau Lazarus hat sich also angemaßt, mein Land der ganzen Menschheit zu schenken«, stellte Bow-

der fest. »Dieses Land, das gar nicht ihr gehört. Sondern uns. Wie kommt sie dazu? Woher nimmt sie sich dieses Recht?«

»Sie finden also alles richtig, was Nummer fünfundvierzig gemacht hat?«

»Alles.«

»Inklusive der Tatsache dass er Eltern ihre Kinder hat wegnehmen lassen?«

(Heimlich wanderten meine Gedanken zu dem *Monument für die gekidnappten Kinder* im texanischen El Paso, Texas, das ich vor ein paar Monaten besucht hatte. Eine Halle, in der in jener dunklen Zeit wirklich Kinder inhaftiert wurden; in der Mitte ein großer leerer Käfig. In der Mitte des Käfigs die liegende Statue eines Kindes, das auf dem nackten Zementboden schlafen muss. Es ist so klein, dass man es zudecken möchte, aber das geht nicht, denn die Gitterstäbe des verfluchten Käfigs versperren den Weg. Davor sitzen auf einer Bank zwei Statuen. Die Eltern des Würmchens – sie könnten von Barlach gestaltet sein. Der Vater, ein bärtiger Mann, hebt sein schmerzverzerrtes Antlitz zum Himmel. Die Mutter hockt vornübergesunken da, sie hat ihr Gesicht in den Händen vergraben. An der Wand sind auf einer schwarzen Steintafel Namen eingraviert: die Namen der Toten, die Namen der Geschändeten – aller Opfer der amerikanischen Einwanderungsbehörden. Eine ältere Frau in der Uniform der *Park Ranger* führte eine Touristengruppe herum. Sie hatte als Baby selber zu jenen Tausenden gehört, die zu Waisen gemacht wurden – erst Jahrzehnte später bekam sie heraus, dass ihre Eltern ohne sie nach Honduras zurückgeschickt worden waren, wo Mitglieder einer Gang sie abknallten. Die uniformierte Frau war groß, stolz, hager; sie sprach im Flüsterton und ohne

Anklage. Einige Touristen, die mit ihr gingen, weinten leise.)

»Sie halten es für etwas Besonderes, dass *□◆○□s Eltern ihre Kinder hat wegnehmen lassen?«, fragte Henry K. Bowder sarkastisch. »Es ist aber nichts Besonderes. Unsere Kinder hat man in Internate gesteckt und ihnen ohne Erbarmen die Indianerseelen aus dem Leib geprügelt. Sie mussten christliche Gebete lernen, und wenn sie auch nur ein Wort in ihrer Muttersprache gesprochen haben, setzte es noch mehr Schläge. Sie waren allein, so allein wie sonst niemand auf der Welt. Eltern ihre Kinder wegzunehmen – das hat hierzulande quasi Tradition, es ist so amerikanisch wie gedeckter Apfelkuchen. Und es gibt einen gewaltigen Unterschied zwischen den Asylanten« (Bowder spuckte dieses Wort aus dem Mundwinkel) »und uns. Die Immigranten aus Mittelamerika mussten erst einmal viele tausend Meilen laufen und illegal die amerikanische Grenze überschreiten, damit sie von ihren Kindern getrennt wurden. Wir nicht. Wir waren längst hier. Genau das war unser Verbrechen: dass wir hier waren. Warum, bitte, sollte ich mit dahergelaufenen Grenzverletzern Mitleid haben?«

»Sie klingen wie ein erbitterter Reaktionär«, stellte ich fest.

»Na und? Wenigstens bin ich kein Fortschrittstrottel. Ihnen muss doch klar sein, dass meine Leute einer Fortschrittsideologie zum Opfer gefallen sind. *Manifest Destiny!* Das war *die* amerikanische Ideologie des neunzehnten Jahrhunderts: Es sei das göttlich vorherbestimmte Schicksal, dass sich die Amerikaner – die weißen Amerikaner, versteht sich – immer weiter nach Westen hin ausbreiten, den Kontinent erobern und urbar machen. Der Maler John Gast hat das in einem berühmten Bild fest-

gehalten. Kennen Sie es? Nein? Da schwebt eine Frauengestalt im weißen Flattergewand, ein Schulbuch unterm Arm, über das Land und spannt einen Telegrafendraht. Ihr folgen Siedler in Kutschen und Eisenbahnen, während Bisons, wilde Tiere und Indianer vor ihr Reißaus nehmen. Sagt ihnen der Name Kit Carson etwas? Kit Carson war ein Abenteurer, Trapper, Kriegsheld. Und ein genozidaler Schlächter. Er hat im Herbst 1863 Angehörige unseres Volkes gejagt, die nicht ins Reservat wollten, ihre Felder niedergebrannt, ihr Vieh niedergemacht, sie später auf einen Todesmarsch gezwungen, bei dem viele Diné elend krepieren sind. *□◆○□ hat nie etwas in der Art getan. Er hat uns in Ruhe gelassen.«

»Es stört sie dann wohl auch nicht, dass *Präsident No. 45* ein Vergewaltiger war?«

»Haben Sie schon mal was von Thomas Jefferson gehört?«, fragte Bowder zurück. »Dem Autor der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung? Lauter edle Worte. Leben, Freiheit, das Streben nach Glück. Jefferson hat im zarten Alter von vierundvierzig Jahren einen Teenager geschwängert. Eine Sklavin, Sally Hemings. Sie war vierzehn. Raten Sie mal, ob es in Sally Hemings Macht gestanden hätte, sich einem Weißen – ihrem Besitzer – zu verweigern? Und raten Sie weiter, ob es dem Mädchen gefallen hat, dass ein schwitzender alter Mann sich an ihr vergeht? Und wissen Sie übrigens, wer Grover Cleveland war? Der zweiundzwanzigste Präsident der Vereinigten Staaten. Er hat 1873 eine junge Frau in Buffalo vergewaltigt, Maria Helpin hieß sie. Cleveland war damals Sheriff, also schon ein mächtiger Mann. Maria Helpin wurde von der Vergewaltigung schwanger, sie brachte einen Sohn zur Welt. Cleveland hat ihr das Kind wegnehmen lassen und es in ein Waisenhaus gesteckt, um sein Verbrechen

zu kaschieren. Helpin hat das Kind in ihrer Verzweiflung von dort entführt. Cleveland ließ sie dann mit Gewalt aus ihrer Wohnung holen und ins Irrenhaus einweisen. Mithilfe eines Anwalts kam sie wieder frei. Aber Maria musste in eine andere Stadt umziehen, und ihren kleinen Sohn sah sie nie wieder. Die Historiker nennen sie bis heute eine Schlampe.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Dass *□◆○□ in keinem Sinn außergewöhnlich war. Er mag ein Schwein gewesen sein, aber er war unser Schwein.« Henry K. Bowder betrachtete seine schmutzigen Fingernägel. Dann sah er auf und sagte: »Sie machen einen Fehler, mein Freund. Einen philosophischen Fehler. Sie glauben – Sie wollen verzweifelt gern glauben –, dass *□◆○□ eine Aberration war. Eine Fehlentwicklung. Aber er war keine Abweichung. Er war die Norm, der Kulminationspunkt, auf den die amerikanische Geschichte seit 1776 mit unerbittlicher Logik zusteuerte. Er hat Amerika nicht zur Unkenntlichkeit, sondern zur Kenntlichkeit entstellt.« Bowder lächelte. »Und er hat versucht, die Überfremdung unseres Landes aufzuhalten. Darum werden wir Nummer fünfundvierzig immer lieben.«

Bildlegende: Die Kleinstadt 'Atsá-gi bei Sonnenuntergang. Auf den vorigen Seiten: Henry K. Bowder im Gespräch mit unserem Reporter. / Peter MacDonald, der korrupte Diktator, der 1989 von einer Revolution gestürzt wurde (Archiv). / Das Monument für die gekidnappten Kinder im texanischen El Paso. / John Gasts Allegorie Der Fortschritt Amerikas. / Esperanza Guevara Castro, Kandidatin der Republikanischen Partei.

Einen Monat später ging ich im Griggs Park in Dallas spazieren. Ich war nicht allein: Esperanza Guevara Castro ging an meiner Seite. Die vierzigjährige Politikerin hat mittlerweile wahrscheinlich alle Witze gehört, die im Zusammenhang mit ihren beiden Nachnamen gerissen wurden – trotzdem grinst sie tapfer über die Ironie, dass sie an zwei geschworene Feinde der Vereinigten Staaten erinnern. Selbstverständlich ist sie weder mit dem toten Diktator Fidel Castro noch mit dem toten Killer Che Guevara auch nur weitläufig verwandt. Als sie neulich Kuba besuchte, um der neuen konservativen Regierung zu ihrem Wahlsieg zu gratulieren, stellte sie nachdrücklich klar, dass sie keinesfalls vor der Ikone jenes Revolutionärs mit dem stieren Blick und dem schütterten Bart abgelichtet werden möchte. (Nein, auch nicht im Museum.) Wenn man sie zu ihrer Religionszugehörigkeit befragt, gähnt sie beinahe. Ja, sie sei eine schiitische Muslimin ... und ja, sie sei als gutes katholisches Mädchen aufgewachsen ... und nein, sie sei nicht nur ihrem Mann zuliebe zum Islam konvertiert. (Ihr Mann ist ein berühmter Wirtschaftswissenschaftler aus Teheran.) Und gewiss, das Kopftuch trage sie gern und freiwillig. Sonst noch etwas?

Lebhaft wird Esperanza Guevara Castro, wenn sie über ihre Chancen spricht, die nächste texanische Gouverneurin zu werden. Denn sie befindet sich mitten im Wahlkampf – bei unserem Spaziergang im Griggs Park begleitet uns ein Rudel von Sicherheitsleuten in schwarzen Anzügen. Vorher hat Ms. Guevara Castro im Kopftuch eine Schule besichtigt, für den Nachmittag steht ein Termin bei der Videobloggergewerkschaft im Kalender. »Ich glaube, dieses Mal haben wir eine echte Chance«, sagt die zierliche Frau im Kopftuch, »die Meinungsumfragen stehen gar nicht schlecht. Obwohl ich in der falschen

Partei bin.« Bekanntlich ist Texas ein solider *blue state*: Der Senat in der texanischen Hauptstadt Austin wird von den Demokraten dominiert, das texanische Repräsentantenhaus ebenso. Der Republikanischen Partei gelingt es hier seit einem Jahrzehnt nicht mehr, einen Fuß auf den Boden zu bekommen. »Uns hängt das miese Image an, wir seien der Verein der bösen alten weißen Männer«, konstatiert Esperanza Guevara Castro sachlich. »Aber ich glaube – ich hoffe –, wir werden dieses Image noch in meiner Generation abwerfen. De facto ist Amerika heute ein korrupter Einparteienstaat. So wie Südafrika nach der Apartheid, als ewig und drei Tage der *African National Congress* regiert hat. Das ist nicht gut, es muss einen Wechsel geben. Mit unserem Programm sind wir das notwendige Korrektiv.«


»Was ist denn das Programm der Republikanischen Partei?«, fragte ich die Wahlkämpferin.

»Der demokratische Sozialismus natürlich«, antwortete sie. »Wir sind die Partei von Abraham Lincoln, dem Karl Marx – jawohl, *der* Karl Marx! – zu seinem Sieg im Bürgerkrieg gratuliert hat. Er hat Lincoln, ich zitiere, einen starksinnigen eisernen Sohn der Arbeiterklasse genannt. Darauf können wir uns etwas einbilden.«

Als ich Esperanza Guevara Castro von 'Atsá-gi erzählte, der Kleinstadt voller »Austritts-Diné«, die unverdrossen *□◆○□ zuzubeln, wurde sie still. »Furchtbar«, sagte sie. »Furchtbar und grotesk. Dieses grunzende Mistvieh hat meine Partei zielsicher über die Klippe getrieben. Ich will gar nicht davon reden, was das Schwein unserem Land angetan hat. Seinetwegen waren wir Republikaner für zwei Generationen so beliebt wie die Beulenpest.« Die kleine Frau mit dem Kopftuch blieb stehen und schaute zu Boden. »Andererseits ist es vielleicht ganz

gut, dass es dieses groteske Dorf gibt«, meinte sie dann.
»Vielleicht haben wir Amerikaner den Blonden ein bisschen zu schnell vergessen. Diese *Native Americans* erinnern uns daran, dass gerade gestern ... bitte verstehen Sie mich nicht falsch, und vor allem: zitieren Sie mich nicht ... also, dass gerade gestern wir selber die Wilden waren.«

Der ganze Roman von Hannes Stein erscheint am 11. Februar



Hannes Stein
*Der Welt
reporter*

*Ein Roman in
zwölf Reisen*

Galiani
Berlin